

2. Mai 1945 [Donnerstag]. Es ist von den letzten zwei Tagen so viel zu berichten, daß ich wieder einmal nicht weiß, wie es zu bewältigen. Gestern schrieb ich nicht, weil es über einen jungen Panzermann zu erzählen gab, dem ich nicht schaden wollte, für den Fall, daß dieser Brief doch noch in Nazi-Hände gelangen sollte. Nun aber zur Chronologie. Die Kochkiste ist ein Meisterwerk geworden, im Gegensatz zum Herd, dessen Hauptfehler darin besteht, daß der Abstand zwischen Rost und Herdplatte zu groß ist, so daß das Feuer immer sehr stark brennen muß, damit es oben zum Kochen kommt. Was natürlich wieder eine Verschwendung von Brennmaterialien bedeutet. Durch diese Arbeit und das Waschen kam ich sehr spät zum Essen, Spülen, Tee. Ging gestern abend noch einmal zum Wasserholen an den See. Als ich zurückkam, sah ich einen Panzer an unserer Straßenecke stehen, ließ meine Eimer stehen und stellte mich dazu. Ein unrasierter rundgesichtiger Leutnant gab eben noch seine Befehle und ging ab. Die Panzerbesatzung von 5 Mann war schwarz, unrasiert, ungewaschen. Ich redete mit dem, der am intelligentesten aussah, ließ mir erzählen, wo er alles war: Frankreich (Arras), Afrika, Rußland (Sewastopol und Stalingrad), Aachener Front, Stettin. Von da an immer als letzter Panzer aus den bis zuletzt gehaltenen Stellungen raus. Nach Stettin eine längere Ruhepause in Eberswalde. Dann Müncheberg, Strausberg, Adlershof, Mahlsdorf, Grunewald, Charlottenburg. Seit drei Wochen nicht geschlafen. Ich: »Und im Panzer können Sie nicht liegen?« Er: »Im Panzer können wir nicht einmal richtig sitzen.« Ich: »Habt Ihr einen Eimer?« – »Wir hatten einen, der ist kaputt geschossen.« Ich: »Ich leihe Euch einen zum Wasserholen und Waschen.« Er: »Wir waschen uns nimmer bevor der Krieg zu Ende ist.« Nach einer Weile fragte ich, ob ich mir den Panzer von innen besehen könne. Er: »Eigentlich ist es verboten. Aber wenn Sie hinaufkommen, können Sie.« Ich kletterte also über die Ketten und stieg oben ein, und nachdem ich mich eine Weile umgesehen hatte, winkte ich ihn mir herauf zum Erklären. Das tat er dann ganz ausführlich, und es war sehr interessant: etwa das Fernrohr, in das man unten hineinsieht und damit um die Ecke oben über den Rand sieht, das eine Tabelle hat, wonach dem Richtschützen gesagt wird, wie er zielen muß. Und dann die Kurbel, mit der der Turm gedreht wird, die Bedienung der Granaten usw. Wir saßen ganz gemütlich nebeneinander, er auf dem Platz des Kommandanten. Ich sagte: »Hier sitzt Ihr Leutnant!« Er sagte: »Nein, ich bin Kommandant.« Bis vor ein paar Wochen war er, als Rang Unteroffizier, Richtschütze, und der Leutnant, den ich gesehen hatte, und den er offenbar sehr gern mag, war Kommandant des Panzers.

In Müncheberg hatte die Kompanie 10 Panzer. Jetzt war dieser der letzte.

Er sagte: »Heut nacht muß ich einen Nachtangriff fahren. Das ist wie Öl auf Wasser. Man sieht nichts. Man kann sich nicht bewegen.« Ich sagte: »Ihr Leutnant weiß doch sicher auch, daß das ein Unsinn ist. Warum befiehlt er es dann?« Er sagte: »Der kann auch nicht wie er will. Da ist mir mal was passiert, das war in ..., mal nachsehen.« Und dann holte er sein Tagebuch heraus, blätterte, fand die Stelle, machte mir eine Zeichnung von dem Stand der Russen, Fahrtrichtung, Deckung usw.; erzählte, wie er von einem Major angehalten wurde, einen unsinnigen Befehl erhielt, sich weigerte, ihn auszuführen (mit sachlicher Begründung), worauf der Major die Pistole zog und auf ihn schoß, er aber den Kopf schon eingezogen hatte und weiterfahren ließ. Und zurück zum Ausgangspunkt: der Leutnant werde eben auch erschossen wegen Feigheit, wenn er vernunftsgemäß handle. – Dann sah er mich plötzlich an. »Wie lang dauert der Krieg noch?« Ich: »Vielleicht 8 Tage.« Er: »Das ist zu lang.« Ich: »In Berlin vielleicht nur noch 2 Tage, aber im übrigen Deutschland noch etwas länger« (dies nachträglich abtippend, staune ich, wie recht ich hatte). Später fragte er: »Was glauben Sie, daß die Russen mit uns machen werden?« Ich sagte zögernd: »Es sind schließlich auch Menschen (wozu er beistimmte). Es wird viel darauf ankommen, ob Stalin weise oder rachsüchtig ist. Wir haben uns ja in Rußland auch nicht lieb benommen.« Worauf er mit Heftigkeit: »Das war nur die SS.« – Immer wieder kam seine Wut auf die SS heraus; er habe in Rußland nie ein Mädchen angerührt, und auf der Krim habe es sehr hübsche Mädchen gegeben. »Ich hatte ein Mädchen in der Petersburger Straße« (das ist im Norden von Berlin, und da stammt er auch selbst her). Immer wieder sagte er: »Ich komme durch« – es war wie eine Selbstbeschwörung. Er zeigte mir das Riesenspeckstück unter seinem Sitz, dazu 10 eiserne Rationen. Er und sein Richtschütze wollten sich zusammen durchschlagen nach dem Westen; die Schwestern seien alle im Westen ansässig, die Eltern bei der einen Schwester in Bernkastel. Ich sagte: »Da kommen die Franzosen hin.« Er sagte: »Ist alles gleich, die backen auch Brot.« Ich sagte: »Ja, aber weißes, und unser schwarzes schmeckt mir besser.« Das fand er auch. – Er wollte einst Orgelbauer werden, war ein paar Jahre am Gymnasium, lernte dann als Vorbereitung Autoschlosserei und Tischlerei, hatte 1938 eine Lehrstelle bei einem Schweizer Orgelbauer, bekam keine Ausreisegenehmigung mehr, ging zum Kommiß, um seine zwei Jahre abzudienen. Seitdem ist er Soldat. »Alles hin.« Dann erzählte er, wie er am Tag zuvor noch einen russischen Panzer in der Suarezstraße

(4 Straßen von uns entfernt) fertig gemacht hat, einen vom Typ Sherman, kam auf Panzermodelle zu sprechen, Stalin, Tiger usw. – und wieder die Wut auf die SS, die allein die »Tiger« zu Propagandazwecken bekommen habe und nicht damit umzugehen wußte, während sie nur die alten P4s bekamen, in denen immer die ganze Besatzung verbrannte, wenn sie angeschossen waren. Im ganzen habe er 5 Russenpanzer abgeschossen, – »Wir haben eine solche Wut auf die Kerle, wenn wir an unsere deutschen Mädchen denken.« Ich fragte, ob er denn wirklich authentisch Schlimmes wisse. Er begann einen Fall aus Berlin zu erzählen, hörte dann plötzlich auf: darüber könne man gar nicht reden. Ich fragte: »Haben Sie es selbst gesehen?« Er: »Nein, aber zwei unserer Leute haben sich vorgepirscht, und die sind zuverlässig.« – Dann stieg ich wieder aus, und wir verabschiedeten uns herzlich, er zog seinen Handschuh aus, um mir die Hand zu geben, dann sah er, wie dreckig die Hand war und wollte sie wieder zurückziehen; ich sagte: »Das macht mir nichts.« Er war, glaub ich, ein hübscher Kerl. Das sah man unter dem Schmutz nicht so, nur was für schöne große Augen er hatte, blau in ganz klaren weißen Augäpfeln mitten in dem schwarzen Gesicht. Ich werde ihn nicht vergessen. Hoffentlich kommt er gut durch.

3. Mai 1945 [Freitag]. Inzwischen habe ich eine erste Rundfahrt gemacht und Erschütterndes gesehen, in Dahlem. Aber ich will doch chronologisch fortfahren. Der Tag nach dem Gespräch mit dem Panzerjüngling war der 1. Mai. Den hatten sich die Russen wohl eigentlich für den Sieg in Berlin ausgedacht. In der Früh stand vor uns mehr Wehrmacht denn je, Panzer, LKWs und Motorräder und kaputte Räder. Ich kümmerte mich nicht darum, sondern putzte einige Stunden lang so gründlich wie möglich. Dann sägte und hackte ich Holz (aus Ruinenbrettern). Die Kocherei mit Rauch, Ruß und nachherigem Spülen ohne genügend Wasser war auch zeitraubend; das Rohr meines Herdes hatte die Tendenz, die vier Stock (vom Küchenbalkon) in den Hof herunterzufallen, war aber zum Schluß mit Draht festgebunden. Ich wischte sogar die Küche auf, aber als es trocken war, war es doch nicht sauber. Die Frau Becker hätte gelacht. Frau Mietusch brachte mir ein Tellerchen Erdbeerkompott, was sehr tröstlich war; sie bringt oft so was, eine Tasse Brühe oder ein Stück frischgebackenen Kuchen. Wir teilen im übrigen was wir ergattern, und jeder berichtet, was er Neues erfahren hat, was immer viel Zeit in Anspruch nimmt. Er, Mietusch, mußte übrigens nach den ersten zwei Tagen nimmer zum Volkssturm; er schlief auch nach den ersten zwei Nächten im Keller wieder oben, erst vorneraus, wo

ihn bei dem Einschlag ein kleiner Glassplitter traf, dann hintenheraus. Nachts hielten die Männer abwechselnd Brandwache. Denn das war ja unsere größte Sorge, dass unser Haus auch in Brand geschossen oder gesteckt würde.

Als ich an dem Tag nach Tisch mit dem Mülleimer in den Hof ging, sah ich Frauen und Soldaten schwer beladen ankommen, fragte was und wo, hörte: an der neuen Kantstraße auf der andern Seite der Lietzenseebrücke; rannte mit meinem einen Wassereimer los, da ich bisher bei solchen Gelegenheiten immer zu spät gekommen war, traf noch Herrn Bölcke (1. Stock) schwer beladen mit Dextropur und stolperte eilig in einem Strom von Männern und Frauen dahin. Es handelte sich um ein Grossistenlager mit chemischen und pharmazeutischen Artikeln. Da die Russen in der Nähe durchgebrochen waren, war er geöffnet worden. Nun wurde geplündert. Das muß man erlebt haben. Die Leute stiegen zu Türen und Fenstern ein, rissen die Sachen von den Fächern, warfen zu Boden, was sie nicht wollten, trampelten sich gegenseitig nieder, »wie die Wülden« sagte ein Österreicher neben mir. Dextropur, was allein mich interessierte, war natürlich längst weg; ich ergriff noch ein paar Sachen: Formamint, Hustensaft, Papierrollen, ließ aber das meiste sein: Farbstoffe und Fotoartikel und Kosmetica. Auch die Seifensachen waren natürlich schon alle weg. So kam ich betrübt zurück und teilte was ich hatte mit Frau Mietusch.

Dann gingen wir zum See Wasser holen. Auf dem Weg trafen wir einen nicht endenden Zug von Flüchtlingen. Das ist ja in vielen Ländern schon beschrieben worden, – ein immer gleich trauriger Anblick. Dann wollten wir Trinkwasser holen, aber der Hahn am Roten Kreuz lief nicht. Es hieß, auf der andern Seite des Kaiserdamms sei eine Pumpe. So weit waren wir noch nie gewesen. Es ging bis zum Ende des Parks, der dort in einer spitzen Ecke zuläuft. Dort saßen im Baumwerk versteckt unsere MG-Schützen und schossen über den Kaiserdamm. Von der andern Seite, vom Norden her, kamen nämlich die Russen, manchmal auch Schüsse. Unsere Leute winkten uns, wir könnten jetzt schnell hinüber gehen, so lange schossen sie nicht. Hier waren alle Häuser ausgebrannt und zerschossen. In der Verlängerung der Wundtstraße hingen viele weiße Fahnen in den Fenstern (nachträglich eingefügt: sie war am Tag zuvor von den Russen besetzt gewesen). Den Kaiserdamm aufwärts, wo man sonst die Siegestsäule in der Ferne sieht, war dicker gelber Qualm; – ich vergaß zu schreiben, daß die Soldaten immer erzählt hatten, am Zoo-Bunker und am Knie seien besonders heftige Kämpfe. (Ich hatte übrigens auch den Panzerfreund gefragt, ob sie Weisung hätten, die Örtlichkeiten

des Kampfes zu verschweigen; er sagte, nein, sie wüßten wirklich nichts; er glaube, auch die Offiziere hätten längst keinen Überblick mehr). Auf der Straße am Pumpbrunnen lagen die Gedärme eines großen Tiers. Wir waren ganz allein. Als wir rückwärts die Straße überquerten, fing eine Straßenecke weiter südlich das MG-Geknatter an. Es war eine gewisse Nervenprobe.

Vor unserm Haus trafen wir Frau Böлке, deren alter Mann bis zur Lehninerstraße gegangen war und mitbrachte, die Russen gingen in die Wohnungen, gäben den Leuten 20 Minuten Zeit zum Einpacken und Abziehen und sagten, ihre eigenen Familien kämen aus Rußland nach. – In unserem Haus waren inzwischen auch schon derartige Flüchtlingsfamilien eingezogen. Im Hauseingang kam eine Frau und sagte, der Luftschutzwart, Herr Folkmar [siehe Ausführungen S. ??], bitte alle, in den Keller zu kommen. Da ich von ihm nichts halte, sagte ich, ich ginge nicht und bat Frau Mietusch, mir zu berichten. Sie kam dann später ganz niedergeschlagen und erregt und erzählte, Folkmar habe gesagt, es gebe nun keine Weisungen mehr von oben (!), und wir müßten uns überlegen, ob wir türmen wollen. Er sei jedenfalls entschlossen zu gehen. Morgen früh um 8 h ziehe er ab. Die Aufregung, erhöht durch den Anblick des an uns vorbeiziehenden Flüchtlingsstroms, könnt Ihr Euch vorstellen. Ich sagte: ich bleibe, bis ein Wehrmachtsangehöriger oder ein Russe mich packt und hinausbefördert oder bis es brennt; – das hatte ich schon seit Wochen beschlossen und mir ausgemalt, daß es nicht leicht sein werde, mich fortzuschleifen (nachträglich: seitdem bin ich allerdings zur Überzeugung gekommen, daß die Russen mich kurzerhand die Treppe oder zum Balkon herunter geworfen hätten). Frau Mietusch sagte, sie wollten auch bleiben. Dann kam Herr Mietusch, der immer angenehm ruhig ist, und sagte: »Auf alle Fälle bleiben, solange wir können.« Dann kam noch ein Frl. Parey aus dem Hinterhaus, die seit 30 Jahren im Innenministerium angestellt ist. Die wollte auch bleiben.

Folkmar hatte noch gesagt, man solle vorbereitend Rucksäcke und Koffer packen. Da meine bisherige Packerei nur auf anglo-amerikanische Bomben eingestellt war, nicht auf etwaige weite Fußmärsche, beschloß ich umzupacken, da ich Koffer doch nicht hätte schleppen können. Ich stopfte etwas an Wäsche, Kleider usw. in meinen großen Wäschesack, den ich bei Brand aus dem Fenster werfen wollte; den Rucksack wollte ich erst im Keller mit Lebensmitteln vollpacken. Dann packte ich noch meine Ledermappe mit Wohltemperiertem Klavier, 1 Band Rilke, 1 Band Jünger, 1 Band Goethe, Briefpapier, Kouverts. Dies alles hoffte ich mit Hilfe

meines Rads befördern zu können, wenn auch mühselig. Inzwischen war es dunkel. Ich ging noch einmal zu Mietuschs. Wir überlegten wohin, wenn wir doch fort müßten. Ich sagte, ich auf alle Fälle zuerst nach Dahlem, bei meinen Freunden könnten sie sicher auch unterkommen. Sie wollten dann weiter nach Lichterfelde. Diese Nacht schlief ich kaum, denn dauernd gingen mir alle Möglichkeiten im Kopf herum, was man tun könne, was man noch mitnehmen müsse, ob ich zu Fuß neben dem Rad unter Umständen bis Höfen käme (da das Rad zwar repariert, aber nicht richtig heil war). Im Keller muß es auch gräßlich gewesen sein, da alle Frauen nur an die morgige Flucht dachten. – Mietusch hatte übrigens auch berichtet, daß Keitel in der Nähe sei und die Wehrmacht nach Westen durchbrechen wolle.

*Wehrmachtsbericht, 1. Mai 1945: »Im Stadtkern von Berlin verteidigte sich die tapfere Besatzung, um unseren Führer geschart, auf engstem Raum gegen die bolschewistische Übermacht. Unter schwerstem feindlichen Artilleriefeuer und rollenden Luftangriffen dauert das heroische Ringen an. Südlich der Reichshauptstadt haben die Verbände unserer 9. Armee den Anschluß an die Hauptkräfte gefunden und stehen mit diesen in der Linie Niemegk-Beelitz- Werder in harter Abwehr gegen die pausenlos anrennenden Sowjets. Auch zwischen Rathenow und Fehrbellin behaupten sich unsere Truppen gegen starke feindliche Angriffe. In Mecklenburg richtet sich der Hauptstoß der Bolschewisten gegen den Raum zwischen Müritz und Demmin. Heftige Kämpfe sind hier im Gange. Teilkkräfte des Gegners drehten nach Nordosten ab und versuchten vergeblich, über die Peene-Enge westlich Anklam überzusetzen. Nördlich davon behauptete sich der Stützpunkt Wolgast gegen alle Angriffe. Von Osten her gegen die Dievenow-Enge geführte Durchbruchsversuche brachen verlustreich für die Bolschewisten zusammen. In Nordwestdeutschland lag der Schwerpunkt der Kampfhandlungen gestern zwischen der Weser und der Elbe, wo es den Engländern im schweren Kampf gelang, unsere Truppen über die Eisenbahnlinie Bremervörde-Stade zurückzudrängen. Zu heftigen Kämpfen kam es wiederum in dem feindlichen Elbe-Brückenkopf westlich Lauenburg, den der Gegner nach wechselvollem Ringen nur wenig erweitern konnte. Südlich Boitzenburg gelang es dem Feind, unter starkem Feuerschutz mit schwächeren Kräften auf das Nordufer der Elbe überzusetzen...«*

Abends waren die Straßen und Plätze bei uns ein wahres Heerlager, – und wieder diese merkwürdige Stimmung: schäkernde Mädchen, erzählende Soldaten, Umarmungen im Gebüsch. – Ein Mädchen vom Hinterhaus, die im 6. Monat ist,

unehelich, ergatterte sich sogar einen 22jährigen Bräutigam, der ihr schriftlich bestätigte, daß das zu erwartende Kind von ihm sei (nachträglich: er ist zurückgekehrt, sie haben geheiratet und beim Kellerplündern mitgewirkt).

In der Nacht schoß es noch, und die Brände kamen immer näher. Und dann rumpelten die schweren Gefährte an unserm Haus vorbei durch die Witzlebenbarrikade. Ich stand nicht auf, es mir zu besehen. Am anderen Morgen erzählte Frau Mietusch, von Mitternacht bis nach 3 h morgens sei ununterbrochen Wehrmacht an uns vorbei gerauscht, nach Westen heraus (nachträglich: der Durchbruch ist mißlungen, es muß in den Spandauer Wäldern noch ein furchtbares Gemetzel gegeben haben). Am Morgen standen noch ein paar Soldaten auf unserer Straße. Es fielen auch noch Schüsse. Aber wir dachten nun doch, der Krieg sei für uns wohl aus. Es wurde erzählt, Hitler sei gefallen, Dönitz habe das Kommando übernommen und lasse weiter kämpfen. Keitel sei in der Postdirektion gewesen, 4 Häuser entfernt von uns. Daher wohl auch die großen Heeresansammlungen.

*Wehrmachtsbericht, 2. Mai 1945: »An der Spitze der heldenmütigen Verteidiger der Reichshauptstadt ist der Führer gefallen. Von dem Willen beseelt, sein Volk und Europa vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten, hat er sein Leben geopfert. Dieses Vorbild, getreu bis zum Tod, ist für alle Soldaten verpflichtend. Die Reste der tapferen Besatzung von Berlin kämpfen im Regierungsviertel, in einzelne Kampfgruppen aufgespalten, erbittert weiter. In Mecklenburg drängte der Feind unsere Truppen bis zur Linie Neuruppin-Müritzsee-Rostock zurück. Jagd- und Schlachtfliegerverbände griffen mit guter Wirkung in die Kämpfe in Mecklenburg ein. In Nordwestdeutschland halten die Kämpfe mit den Engländern und Kanadiern in den bisherigen Schwerpunkten an. Unter Einsatz weiterer Verbände griff der Gegner aus seinem Brückenkopf nordwestlich Lauenburg an und gewann mit vorausgeworfenen Abteilungen den Raum nordwestlich Mölln. Aus dem Brückenkopf südöstlich Boitzenburg stießen amerikanische Panzer bis Schwerin vor. In Sachsen verhielten sich die Amerikaner weiterhin ruhig und setzten sich im Fichtelgebirge einige Kilometer nach Westen ab...«*

Bevor ich noch gefrühstückt hatte, rief Frau Mietusch: »Es gibt Haferflocken« – und ich raste mit meinem Eimer die Treppe hinunter, kam aber wie immer zu spät. Sich balgende und beschimpfende Frauen umlagerten ein Wehrmachtsauto. Frau Mietusch bekam noch den leeren Sack, aus dem sie immerhin noch ein Pfund herausholte und später mit mir teilte. Ich sah indessen an der Straßenecke eine Frau

mit einem großen Stück Fleisch, fragte, woher das komme und bekam die Antwort, da vorne gebe es Pferdefleisch. Ich dachte, es werde verteilt, rannte hin und fand ein halbes, noch warmes Pferd auf dem Trottoir und drum herum Männer und Frauen mit Messern und Beilen, die sich Stücke lossäbelten. Ich zog also mein großes Taschenmesser, eroberte mir einen Platz und säbelte auch. Einfach wars nicht. Ich bekam ein Viertel Lunge und ein Stück von der Keule, woran noch das Pferdefell war und zog blutbespritzt ab. Da wir im letzten Krieg vom Metzger auch Pferdefleisch bekommen hatten und es gut fanden, war ich hochbefriedigt, wollte mit Frau Mietusch teilen, – die aber wandte sich schauernd ab. Nun begann eine scheußliche Arbeit in der Küche. Alles war voll Blut, ein außergewöhnlich hellrotes, fast rosa Blut – und ich kann mir jetzt lebhaft vorstellen, wie schwer es einem Mörder fällt, die Blutspuren zu entfernen. Irgendwo bleibt doch ein Fleck. Ich erkannte bald, daß das Fleisch erst abhängen müsse, zog durch jedes Stück eine Schnur und hing beide auf. Das Fell war abgeschnitten. Von der Lunge trieb ich doch schon die Hälfte durch und machte mit Zwiebel, Thymian und einer Einbrenn eine sehr köstliche Lungenblutwurst, womit ich nun wieder einen Brotaufstrich habe. Während diese Metzerei noch im Gang war, rief Herr Mietusch, der erste russische Wagen fahre durch unsere Straße. Dies historische Ereignis mußte ich mir entgehen lassen, denn sonst hätte ich das Blut auch in die Vorderzimmer gebracht. Außerdem hatte ich Angst, ein Russe könne mich sehen und denken, ich hätte einen seiner Kameraden umgebracht.

Aber bald darauf mußte ich noch einmal Schlange stehen nach meinem letzten Viertelpfund Butter, und da standen die Russen schon um uns herum. In der Schlange hatten die meisten Leute weiße Binden um den Arm. Es wurde jetzt offen auf die Partei geschimpft, wozu ja nun kein Mut mehr gehörte. Eine Frau hatte mit Detektor im Radio gehört, sagte, Bremen und München seien gefallen, nach der Ankündigung von Hitlers Tod hätten sie das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied gespielt. Bin gespannt, zu erfahren, wie es wirklich war, die wenigsten Leute scheinen sich im klaren darüber zu sein, daß dieser Mann bewußt noch so viel zerstören ließ wie er konnte. Da sie selbst an den Sieg glaubten, glaubten sie, er glaube auch. Das tat er nicht. – In den wochenlangen Debatten, die wir im Januar, Februar und März hatten, als alle meine männlichen Freunde mich immer wieder beschworen, Berlin zu verlassen, hatten wir uns immer wieder gefragt: wie lange wird es dauern? Viele dachten, die Arbeiterschaft wird sich erheben, ob kommunistisch

oder nicht, und die Sache in drei Tagen zu Ende bringen. Sethe, der geflohen ist, hatte recht: er meinte, es werde mit den noch verfügbaren Machtmitteln länger dauern. Und nachdem ich es miterlebte, kann ich sagen, daß der einzelne hilflos war und daß ein Sich-Organisieren schon wegen der fehlenden Verkehrsmittel unmöglich gewesen wäre. Der Werwolf soll auch immer noch tätig sein.

Nachmittags gingen Frau Mietusch und ich wieder den weiten Weg zur Kaiserdampfpumpe, wo inzwischen ein toter Russe lag, gerade in der Schußrichtung von den MGs in der Parkecke. Nun fuhren aber auch die lebenden Russen ein wenig prahlerisch umher, meist in deutschen Wagen, die sie gefunden hatten. Ich beschloß, ein Motorrad, das mit kaputten Hinterreifen auf der Straße lag, mitzunehmen, schob immer ein Stück das schwere Rad, dann hielt es Frau Mietusch, während ich die Wassereimer nachholte. Dann sah ich einen kleinen verlassenen Fiat, dem nur der Zündschlüssel fehlte, und schob den mit Frau Mietuschs Hilfe nachhause. Leider mißlang es mir, eine Garage zu finden. Wir stellten ihn also fürs erste in den Hof. Das Rad tat ich in den Abstellkeller unterm Treppenhaus, wo auch meine Vorratsschränkchen und Schrankkoffer stehen, da ich keinen eignen Keller habe. Mittags war übrigens großes Geschrei gewesen: »In Mietuschs Keller ist eingebrochen« – alles war durcheinandergewühlt, auch meine beiden kleinen Koffer erbrochen, aber es fehlten nur seine beiden Anzüge. Lebensmittel, Frauenkleider waren geblieben. Erst hieß es: die Russen. Nun nimmt man an: deutsche Soldaten, die Zivil suchten. Frau Mietusch, deren Mann abwesend war, als sie es entdeckten, war sehr deprimiert. Ich erzählte ihr also zur Ablenkung Geschichten aus meinem Leben. – Als Mietusch heimkam, brachte er mit, Schwerin-Krosigk sei Außenminister geworden. Dies schien mir ganz unwahrscheinlich, aber es setzte doch in einer wieder ziemlich schlaflosen Nacht eine ganze Reihe von Gedanken über eine mögliche deutsche Außenpolitik in Bewegung. *Schwerin-Krosigk hatte am 2. Mai eine erste Rundfunkansprache an das deutsche Volk gehalten, die mit den Sätzen begann: »In der schwersten Stunde Deutschlands wende ich mich an die Öffentlichkeit. Noch hallt die Welt wider vom Lärm der Waffen. Die Welt kann aber nur befriedigt (sic befriedet?) werden, wenn die bolschewistische Welle Europa nicht überschwemmt.« Der Tagesbefehl des 2. Mai 1945 lautete: »Als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht richtete Großadmiral Dönitz folgenden Tagesbefehl an die deutsche Wehrmacht: Deutsche Wehrmacht! Meine Kameraden!*

*Der Führer ist gefallen. Getreu seiner großen Idee, die Völker Europas vor dem Bolschewismus zu bewahren, hat er sein Leben eingesetzt und den Heldentod gefunden. Mit ihm ist einer der größten Helden deutscher Geschichte dahingegangen. In stolzer Ehrfurcht und Treue senken wir vor ihm die Fahnen. Der Führer hat mich zu seinem Nachfolger als Staatsoberhaupt und als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht bestimmt. Ich übernehme den Oberbefehl über alle Teile der deutschen Wehrmacht mit dem Willen, den Kampf gegen den Bolschewismus so lange fortzusetzen, bis die kämpfenden Truppen und die tausenden Familien des deutschen Ostraumes vor der Versklavung und Vernichtung gerettet sind. Mit den Engländern und Amerikanern muß ich den Kampf so weit und so lange fortsetzen, wie sie mich in der Durchführung des Kampfes gegen die Bolschewisten hindern. Die Lage erfordert von Euch, die Ihr schon so große geschichtliche Taten vollbracht habt und die Ihr jeder das Ende des Krieges herbeisehnt, weiteren bedingungslosen Einsatz.*

*Ich verlange Disziplin und Gehorsam. Nur durch vorbehaltlose Ausführung meiner Befehle werden Chaos und Untergang vermieden.*

*Ein Feigling und Verräter ist, wer sich jetzt seiner Pflicht entzieht und damit deutschen Frauen und Kindern Tod und Versklavung bringt.*

*Der dem Führer von Euch geleistete Treueid gilt von jedem einzelnen mir als dem vom Führer festgesetzten Nachfolger.*

*Deutsche Männer, tut Eure Pflicht, es gilt das Leben unseres Volkes!«*

Das war also nun die erste Nacht, in der im Grund alle Vorbereitungen gegen Bomben und Granaten umsonst waren, – das kann man sich immer noch nicht so ganz klarmachen. Die Nacht zuvor hatte ich mein einziges Glasfenster ausgehängt, am Morgen im Zimmer 6° C, jetzt beim Schreiben 8°, vielleicht eine gute Vorübung auf den nächsten Winter. Sorge muß man nun nimmer um die Fenster haben, sondern um die Uhren und dergleichen. Gestern hatten schon drei aus dem Haus ihre Uhren abgeben müssen. (Eben beim Aufsehen vom Schreiben sehe ich, daß hinterm Park das Haus brennt, wo mein Glaser wohnt. Ach, es werden noch den ganzen Tag Häuser angezündet. Vielleicht zum Spaß?)

Als ich heute [3. Mai] am Aufstehen war, rumpelte es im Hof. Herein kamen russische Pferdewagen, etwa 20 Pferde, 30 Mann, 3 Gulaschkanonen, 3 weiß-schwarz gefleckte Kühe. Dies gefiel mir weniger, und ich kürzte meine Wäsche ab, um für alles gerüstet zu sein. Da auch meine Schränkchen mit meinen ganzen

Lebensmitteln hinter einer halbkaputten Tür im Abstellkeller durchaus einladend vor Augen der Soldaten lagen, fürchtete ich, dies nun zu verlieren, machte eine Mülleimerexpedition nach hinten und füllte dann am Raufweg den Eimer mit Konserven. Da aber alles friedlich wirkte und da ich schon am Tag zuvor beschlossen hatte, nach Frau Becker und Manholts zu sehen, fuhr ich etwa um halbzehn los, mit etlicher Angst, denn am Tag zuvor hatten die Russen viele Räder geholt. Ich fuhr zuerst nach Friedenau, weil ich Frau Becker für die gefährdetere hielt. Da unsere Witzlebenbrücke noch verbarrikadiert war, mußte ich den inneren Weg über Kurfürstendamm, Bahnhof Halensee wählen: unbeschreibliche Szenen der Verwüstung, dazwischen die kaputtgeschossenen Panzer und Autos, Munitionskästen; dazwischen reitend, fahrend, gehend, singend, stehend die Russen. Dazwischen die bepackten, sich schleppenden Flüchtlinge. Dazwischen frei laufende Pferde. Dazwischen lange Schlangen mit Wassereimern vor den Pumpen. Manche riefen mich an: »Ist Ihnen Ihr Rad noch nicht abgenommen?« – »Nein, noch nicht« – ich betonte das »noch« mit Sorge und Aberglauben, sagte aber auch: dem Mutigen gehört die Welt.

Das hintere Ende von Frau Beckers Odenwaldstraße sah wüst aus. Wo sie wohnte, war alles intakt. Sie redete aufgeregt wie ein Wasserfall über die Gemeinheit, was die andern alles geholt haben, und sie kam zu spät; und die deutschen Männer sind alle feige; und Kartoffelflocken und Keks habe sie doch gekriegt; und noch nie habe sie etwas gegen die Juden gehabt, aber dieser Saujude am Güterwagen, der verhindern wollte, daß sie den Sirup bekommen, den ...

Inzwischen ist das Feuer gegenüber so besorgniserregend geworden, daß ich mit Frau Mietusch hinüberging in die Kuno-Fischer-Straße, um zu sehen, wie es dem Glaser geht. Ich wollte ihm anbieten, eventuell zu mir zu ziehen. In der Kuno-Fischer-Straße trafen wir außer russischen Soldaten Einwohner als Flüchtlinge auf der Straße mit ihrem Bettzeug beschäftigt. Wir fragten eine Frau; sie sagte, sie mußten ihre Wohnungen räumen, die Russen zögen ein. Dann hörten wir einen aufgeregten Mann aus einem Haus kommen, der sagte: »Sie bringen uns alle um« und aus dem Haus hinter ihm kamen zwei Russen mit blanken, aber unblutigen Dolchen. Zwei Häuser weiter war das Haus, wo der Glaser wohnte. Das Hinterhaus war tatsächlich das, was brannte. Wir stiegen zu seiner Wohnung hinauf; alle Wohnungstüren waren angelehnt, die Wohnung leer, nur die leeren Schränke und Regale. Im ganzen Haus kein Mensch. Keine gemütliche Atmosphäre, vor allem nach dem, was ich vormittags

gesehen hatte. – Jetzt wieder an den Schreibtisch zurück, sehe ich, wie das Feuer aufs Nachbarhaus übergreift. Alles brennt lichterloh. Es sind andere Brände als die von anglo-amerikanischen Brandbomben. Wahrscheinlich brennt es von unten, während die von oben brannten. Es ist an sich ein prächtiger Anblick, wenn man nicht dazu das viele Leid und Elend wüßte. Und es trifft ja nicht die Schuldigen oder nur in den seltensten Fällen. Schießen tut's auch immer noch, auch nachts. Aber das ist wohl mehr zum Vergnügen.

Zurück zu Frau Becker. Ich liege inzwischen im Bett, und von unten aus dem Hof muht die russische Kuh. Als ich Frau Becker von den Details über die Lebensmittel und das Benehmen von Hildchen und Inge und den Geschmack der Salzkohlrabi, die man lange wässern muß, abgebracht hatte, erzählte sie mehr im Großen. Wir wanderten unterdes zur Wohnung von Hildegard v. Weber, um deren Rad für Frau Becker zu bekommen. Bei Frau Becker waren die Russen gar nicht. In andere Wohnungen kamen sie korrekt und anständig. In einer andern haben sie geplündert, aber eine Frau, die russisch konnte, lief zum Kommissar, der ging mit ihr in die betreffende Wohnung, gab den Russen Backpfeifen und verjagte sie, sagte aber auch der Frau, sie könnten sich nicht wundern, die Deutschen hätten es in Rußland nicht anders getrieben. Der Kommissar sei sehr anständig. – Mitten im Erzählen unterbrach sie sich, deutete in eine Querstraße: dort seien die Frauen Schlange gestanden, als die Bombe herunterkam, 17 Frauen tot. Die Russen seien im übrigen schon abgezogen. Das Stabskommando sei in der Stubenrauchstraße. Morgen kämen die Amerikaner. Nun hätten alle Angst vor den Amerikanern.

[Im Angesicht des Stimmungsumschwungs, der sich inzwischen in Berlin ereignet und festgesetzt hat, ist es bemerkenswert, festzustellen, daß es Stadtteile in Berlin gab, in denen sich die Russen beliebt gemacht hatten.]

Indessen sahen wir schon jemand, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, auf uns zukommen, das war Hildegards Frl. Margarethe, – die Hildegard ist übrigens vor etwa drei Wochen, ohne vorher jemand etwas mitzuteilen, nach Hamburg geflohen, nachdem sie vorher immer nur gemeinsam handeln (und flüchten) wollte. Also die Margrethe, eine gezierte faule Kuh, war ganz außer sich, wie bei ihnen geplündert worden sei, alle Lebensmittel weg, alles drunter und drüber, das müsse ich mir ansehen. Ich sah es mir an. Das Telefon war zerschlagen und viel Durcheinander. Und die Frl. Margarethe, die aus Danzig stammt und früher eine Nazi war, sagte: »Ich habe immer gesagt: nicht so mit dem Essen sparen. Es kommen die

Russen und nehmen alles. Und so ist es gekommen.«

Nun trennte ich mich von Frau Becker, die das Rad nicht bekam, weil die Wehrmacht es schon von Hildegards Freundin Kalli v. Dehn beschlagnahmt hatte. Ich fuhr gen Dahlem und wollte zuerst den jungen Mann vom A. A. [Alexander Werth] aufsuchen, um zu hören, was am Schwerin-Krosigk-Gerücht sei. Ich sah aber von weitem johlende Russen vor seiner Straße [Podbielsky-Allee – Ecke Im Dol] tanzen und bog schleunig in eine andere Straße ein. Hier in Dahlem schien mir schon im Durchfahren die Stimmung überhaupt viel unsachlicher und für die Deutschen ungemütlicher, und ich machte mehrere Umwege auf dem Weg zu Manholts, um einige besonders übermütige und bössartig aussehende Gesellen zu umgehen. Ein Glück, daß ich die Gegend so gut kenne. Fast hätte ich das Anwesen nicht erkannt; die Steinpfosten des Tors lagen in Trümmern, alles war fremd, da rief Bobs Stimme aus dem Garten »die Maicheret« und es kam mir eine alte Frau entgegen, mit blutunterlaufenen Augen und schwarzen Flecken im Gesicht und einem Loch im Schädel in der Stirn. Nach zwei Sekunden wußte ich: das ist die Elsbeth. Die Vorderzähne sind ihr eingeschlagen. Es stehen nur noch ausgezackte Stümpfe wie bei einer uralten Bauernfrau. Sie sieht schrecklich aus. Das Haus ist völlig verwüstet, alles herausgerissen, das meiste geplündert, der Rest zertrampelt. Das geschah schon vor einer Woche. Seitdem räumen sie am Tag, aber jede Nacht kommen die Russen wieder. Der Garten lag voller Gegenstände – ich holte drei Spitzentaschentücher von einem Gebüsch, und trotz Räumen ist es noch so, daß man nirgends hintreten kann. Die Treppe in den ersten Stock kann man noch gar nicht betreten, eine Lawine zerhauener und zerrissener Gegenstände kommt herunter. Die Vitrine oben mit Elsbeths geliebten gesammelten Säckelchen ist zerschlagen. Auf meiner Bratsche sah ich einen zertrümmerten Empire-Spiegel. Meine zwei Koffer im Keller, einer mit Kleidern, einer mit Lebensmitteln, ganz ausgeraubt. Bob hat keinen Anzug, Elsbeth kein Kleid mehr.

Die ersten Russen waren noch nett, obwohl sie auch plünderten, beschäftigten sich mit der Eisenbahn, machten Peters gläserne Dampfmaschine, mit der wir Weihnachten 1939 noch so glücklich gespielt hatten, kaputt. Später kam ein Verbrecher mit einigen anderen auf einem Lastauto. Er wurde schon tötlich. Manholts riefen den Kommissar oder Offizier um Hilfe. Der war sehr anständig und schimpfte den Verbrecher zusammen. Abends kamen dieselben aber wieder, Elsbeth meint als Rache fürs Geschimpftwerden – vorher war sie von anderen

dreimal vergewaltigt worden – die Einzelheiten weiß ich nicht. Manholts flohen ins Haus der befreundeten Familie Giese gegenüber. Dort fielen in einem engen finstern Gang drei Männer über Elsbeth her. Der eine schlug ihr mit zwei Faustschlägen die Zähne aus; dann schlug er in die Augen. Der andere schlug mit einem Eisen ein Loch in die Stirn. Sie blutete stark, und die Männer waren daran, sie zu erwürgen. Es gelang ihr aber mit Bärenkräften sich zu entwinden, sie weiß heute noch nicht wie, und in der Dunkelheit zu entkommen. Bob und sie und Petra flohen ins Gebüsch, wo sie die Nacht verbrachten, Bob auch blutig geschlagen, Petra vergewaltigt, Bob mißhandelt, weil sein Auto, das sie holen wollten, keine Reifen mehr hatte. Inzwischen haben sie das Auto auch ohne Reifen abgeholt. Als die drei am Morgen wieder in das Giese-Haus zurückkamen, hörten sie aus dem Keller Wimmern: Frau Giese und ihre vier reizenden Töchter und eine Frau v. Sydow und deren Tochter waren erhängt im Keller. Dazwischen lag ein schnarchender Russe. Die Frauen waren aber nicht durch das Erhängen getötet worden, sondern vorher vergewaltigt und übel zugerichtet worden, wohl Lustmord; die Leichen schleiften am Boden, – die vier Mädcheln zwischen 8 und 14 Jahren hatte ich zuletzt beim Ostereiersuchen gesehen, da waren sie so vergnügt und lebenslustig. (Nachträglich: es gab noch einige weitere Mordfälle in Dahlem, ich berichte aber nur über den einen, von dem ich am meisten weiß.) [Einzufügen ist, daß neben der Gieseschen Villa das große Haus des Admirals v. Dönitz lag, in dessen Keller sich bis zum Schluß eine kleine Funkabteilung befand, wo aber auch etwa 10 000 Liter Wein und Spirituosen gelagert waren. In den meisten Fällen war übermäßiger Alkoholgenuß der Auftakt zu den Gewalttaten.]

Während ich dort war, kam das Ehepaar Hertz, auch zum erstenmal, und es ist immer eine selige Begrüßung, wieder Freunde am Leben zu sehen. Bei Hertzens auch alles geplündert. Sie hat nur das Kostüm, das sie an hat. Er wurde die übliche Frage nach der Uhr gefragt, hatte keine, daraufhin Schlag seitlich auf den Schädel, blutendes Loch, das nun mit Pflaster verklebt ist. Auf dem einzigen Anzug trotz viel Reinigen noch Blutspuren. *Wehrmachtsbericht, 3. Mai 1945: »In der Reichshauptstadt setzen Reste der tapferen Besatzung in einzelnen Häuserblocks und im Regierungsviertel ihren heroischen Widerstand gegen die Bolschewisten immer noch fort.*

*Ergänzend zum Wehrmachtsbericht erfahren wir von militärischer Seite: In der Reichshauptstadt brachten die Sowjets am Mittwoch noch einmal die ganze Fülle*

*ihres Kriegsmaterials zur Anwendung, um den Widerstand der fanatisch kämpfenden Besatzung zu zerbrechen. Fortgesetzt rollten die Salven der Geschütze und Werfer; ununterbrochen gingen Bomben nieder, und pausenlos ratterten die Maschinengewehre. Durch die zusammenstürzenden Häuser der Altstadt schoben sich die feindlichen Panzer und Sturmbataillone schrittweise vorwärts. Hochgehende Sprengungen zerrissen Bunker und Untergrundbahnschächte. Ihre Trümmer begruben Verteidiger und Angreifer. Im Regierungsviertel erfüllen die Helden von Berlin mit letzter Kraft das Vermächtnis des Führers. Die zahlreichen, auf sich selbst gestellten Widerstandsnester machen dem Feind immer noch schwer zu schaffen.*

*Südwestlich und westlich Berlin kämpfen sich unsere Truppen nach Aufnahme der aus der feindlichen Umklammerung ausgebrochenen 9. Armee nach Nordwesten zurück. Sie schlugen schwere Flankenangriffe ab und hielten den Verbindungskorridor durch zähen Widerstand bei Brandenburg und Rathenow offen.«*

4. Mai 1945 [Samstag]. Heute wollte ich gleich früh mit dem Schreiben fortfahren, aber es kam immer wieder etwas dazwischen. Es ist auch alles sehr zeitraubend, – etwa die 4-6 Eimer Wasser täglich von ziemlich weit her anschleppen, und dann noch die vielen Treppen hinauf. Wie einfach war im Vergleich dazu das Wasserholen in Höfen! Die letzte Abhaltung war so um die Teezeit der Ruf, wir müßten schippen. Dies wußte man schon von anderen Stadtteilen, daß der Schutt und die Trümmer von den Straßen weggeräumt werden müssen, und jedes Haus ist für seinen Abschnitt verantwortlich. Dies sollte aber erst auf Befehl der zuständigen Kommandostelle erfolgen. Bei uns gab es noch keine offizielle Aufforderung. Jemand im Hinterhaus hatte aufgebracht, es müsse geschehen, und das ging von Mund zu Mund. Da keine Wagen zum Abtransport da waren, nur Eimer, Wannen, kaputte Kinderwagen, Mülleimer, war das unsinnig. Zuerst wurde ein Bombenrichter am Rand des Parks gefüllt. Der war schnell voll und die Schuttberge kaum kleiner. Dann wurde alles in die Ruine gegenüber geschleppt und geschüttet, wo aber noch Hohlräume mit guten Möbeln sind. Dies wurde bald vom Hauswart gegenüber verboten. Die Männer waren sich einig, daß das Weiterarbeiten unsinnig sei, Mietusch, Sperling und Folkmar, jeder separat; aber weder einzeln noch gemeinsam hatten sie den Mut, die Aktion zu beenden, obwohl inzwischen erkundet worden war, daß der neue Bürgermeister von Charlottenburg, mit Namen Kilian, angeblich Kommunist, verfügt habe, daß die Straßen, nicht aber die Bürgersteige freigemacht

werden müßten. Sperling sagte: »Einer schiebt's auf den andern, keiner will etwas sagen.« Ich sagte: »Ihr deutschen Männer, Ihr seid ein schönes Heldenpack.« Er sagte: »Ja« und er mache jetzt Feierabend. – Während der Tage der Schlacht um Berlin hatte ich schon manchmal zweifelnd gedacht, ob am End die Engländer und Amerikaner doch recht haben mit ihrer Ansicht, daß alle Deutschen verdummt seien. Die Fähigkeit klarer Überlegung geht jedenfalls vielen unserer Hausgenossen ganz ab. So ein Mann wie Herr Sperling, der bis zum Schluß gläubig war, ist aber gleichzeitig von einer rührenden Hilfsbereitschaft; er organisierte mit Verstand die Bettenwirtschaft im Keller; seine sehr nette Frau und Tochter geben von allem, was sie bei den Plünderungen ergatterten, ein wenig ab; sie nahmen Verwundete und Soldaten auf. »Ein unpolitisches Volk ohne politische Führung« hatte Schwarz van Berk mir letzten Herbst gesagt, was ich aus diesem Mund sehr bemerkenswert fand. – Aber wenn ich dann wieder an meinen jungen Panzermann denke, der Orgel bauen wollte, dann bin ich wieder von der Qualität der Deutschen ganz überzeugt. Der hatte auch die Fähigkeit zu denken. Bei den andern hört das Denken auf, sobald eine Anordnung von oben kommt, oder auch nur das Gerücht einer Anordnung von oben.

*Am 3. Mai meldete der Moskauer Korrespondent der ›Times‹: »Im blendenden Licht der Scheinwerfer strömten während der ganzen vergangenen Nacht und bis weit in den Morgen hinein Kolonnen deutscher Gefangener vom Zentrum des eroberten Berlin zu den Lagern in den Außenbezirken. Die Mehrzahl der Männer, die auf Befehl des Generals der Artillerie Weidling gestern nachmittag das Feuer einstellten, werden als Folge der Qualen, die sie durch Beschuß und Bombardierung durchmachten, als halb wahnsinnig geschildert. Zerzaust, bärtig und schmutzig kamen sie mit weißen Armbinden aus Bunkern, Kanalisationsröhren, U-Bahnstationen und Trümmerbergen hervor. Manche warfen ihre Waffen mit zornigen, verbockten Gesichtern fort; andere zeigten sich gefügig und stellten, wie ihnen befohlen wurde, ihre Schußwaffen zusammen. Viele lachten hysterisch und konnten mit Lachen auch nicht aufhören, als sie durch die zerstörte Stadt zogen. Die Russen sollen sich sehr angestrengt haben, sich des Augenblicks würdig zu erweisen. Der Gegensatz zwischen dem besiegten Feind und den frisch rasierten Männern im Glanz ihrer Orden, in frisch gebügelten Anzügen und gewichsten hohen Stiefeln war auffallend. Die Schlacht um Berlin hat 17 Tage gedauert.«*

Ich kann mich immer noch nicht beruhigen über das, was Elsbeth passierte.

Gerade sie, die immer nur Gutes tat und die so vielen Juden das Leben rettete, indem sie sie verstecken half. Bis vor ein paar Wochen hat noch eine Jüdin bei Manholts gewohnt, monatelang, seit vor Weihnachten.

Als ich noch vor der Haustür stand, sitzen konnte man nirgends, denn es gab keine Stühle, kamen Prof. Hertz und Frau, die auch in Dahlem wohnen, – aber das habe ich wohl schon geschrieben. Tucki, die Tochter von Lotti Hertz aus erster Ehe, wohl knapp 20 Jahre alt, die am Tiergarten an der Front im Arbeitsdienst war, war an diesem Morgen zurückgekommen; einem Russen, der sie überwältigen wollte, hatte sie die Pistole entwunden und sie ihm, rückwärts gehend, in den Rücken gehalten. Die Kämpfe im Tiergarten müssen schlimm gewesen sein.

Die Fahrt von Manholts weg zwischen gröhrenden Soldaten durch war mir recht ungemütlich. Da ich in der Nähe vorbei kam, beschloß ich, auch noch Frau Holsten zu besuchen. Die kam mir nach lautem Rufen ihres Namens intakt aus ihrem Haus entgegen, und da bei ihnen alles in schönster Ordnung war, Blumen auf den Tischen und Gepflegtheit, dachte ich: hier kanns nicht schlimm gewesen sein, obwohl sie gleich anfang: »Wir haben durchgemacht!« Als sie aber dann zwei Stunden erzählt hatte, mußte ich zugeben, daß sie viel durchgemacht haben, nur es anders aufgenommen haben, wobei sich, glaub ich, auch die Gewohnheit im Umgang mit fremden Völkern, Türkei, Persien, bewährte. Wieviele russische Visitationen sie hatten, kann ich nimmer aufzählen. Es waren genug. Die erste suchte offiziell nach Wehrmacht: »Nix Soldat, nix Mann« durchwühlte und plünderte, insbesondere nach Schmuck und Rauchwaren, Alkohol, und einer von den dreien vergewaltigte Frau Zetterberg, während Frau Holsten den ihren abzulenken wußte. Da Frau Zetterberg etwas weinte, habe der Soldat, der sich ihrer bemächtigt hatte, sie dann freundlich an den Schultern genommen und gesagt »alles gutt«. Nach diesem Erlebnis, wobei sie alle Koffer und Schubladen aufgeschlossen hatten und beim Durchwühlen immer daneben waren, beschlossen sie, in Zukunft immer einen gedeckten Tisch zu haben – Mittagessen, oder Tee, oder Abendessen – und als Damen da sitzen zu bleiben und die Russen machen zu lassen, was sie wollten – daher auch die in diesem Verwüstungsdurcheinander wahrhaft imponierende Gepflegtheit ihrer Räume. So geschah es, als zwei schneidige Offiziere kamen. Da aßen sie mittag. Ob die viel nahmen, weiß ich nimmer. Jedenfalls setzten sie sich dann mit an den Tisch und versuchten mit ihrem wenigen Deutsch Konversation zu machen. Erkundigung nach Büchern. Dann Erzählung, was mit den Naziführern sei: »Gimmler« habe

kapitulieren wollen, aber nur gegenüber England und Amerika. »Hitler« sei tot. »Bubbelbubbelbubbel« (gemeint ist Goebbels) sei mit dem Flugzeug nach Spanien (unsere Version dagegen: er hat sich mit Familie vergiftet – das hatte er jedenfalls vor. Frau Beckers Version: er hängt samt Göring unter den Linden; die spätere DNB-Version: er kam in der Nacht vom 1. auf den 2. noch in den Bunker des ProMi, sagte: »Der Führer ist tot. Ich werde ihm folgen« welches die DNB-Leute die letzte Goebbels-Lüge nennen). Diese Erzählung der Russen muß sehr komisch gewesen sein. Alle lachten viel. Den Russen schmeckten die gelben Rüben nicht, die das Hauptgericht waren. »Deutsch-Essen nicht gutt. In zwei Urr ich komme. Brot. Portwein.« Damit gingen sie ab. Dazwischen gab es Ladenplündern unter freundlicher Mitwirkung der russischen Soldaten, – auch dabei sehr komische Episoden: ein Russe sagte Frau Zetterberg, sie solle den alten Portier von nebenan als Vater mit sich führen, dann werde ihr nichts geschehen. Der Metzger, der ein paar Tage zuvor sich geweigert hatte, die verordneten Zuteilungen zu verkaufen, behauptend, er habe nichts mehr, hatte im Keller zentnerweise Pökelfleisch, ein ganzes geschlachtetes Rind und einige Zentner verfaultes Fleischschmalz. Dann kamen einmal drei Russen, – sie glaubten, zwei Gemeine und ein Gefreiter, – der eine ging mit Frau Zetterberg und vergewaltigte sie, der andere vergewaltigte Frau Holsten. Auch dies klang nachträglich in der Erzählung sehr komisch: die anhängende Feldflasche und sonstige Ausrüstungsgegenstände als Hemmnis, die Ungeübtheit des jungen Mannes, die Schnelligkeit, mit der alles vorbei war. Aber als es vorbei war und dieser selbe nun auch noch ins Zimmer zu Frau Zetterberg ging, setzte sich Frau Holsten an den Tisch und weinte. Dies sah der Gefreite, klopfte ihr begütigend auf den Rücken, holte die beiden Soldaten und zog mit ihnen ab. Danach seien sie aber völlig fertig gewesen, hätten sich gerne vergiftet, hatten aber kein Gift, fanden Rasierklingen und wollten sich die Pulsadern durchschneiden, was aber fürs erste noch verschoben wurde. Dann am Abend, ich weiß nicht, ob am selben Abend, draußen viel Johlen und Betrunkene, und große Angst. Dann kam eine Gestalt zur zerbrochenen Tür herein, sagte als erstes: »Ich russ Offizier, nix fick fick.« Der sei dann sehr nett gewesen, gab ihnen russischen Unterricht, aß mit ihnen zu Abend, blieb dann zu ihrem Schutz über Nacht, mit Frau Zetterberg schlafend und ihr, wenn sie wegen Johlen, Klopfen, Schießen aufschreckte, die Hand drückend (in der Nacht aber dann doch einmal fick fick, – ich bitte um Verzeihung wegen der Ausdrücke; aber so ist es jetzt eben bei uns). Früh am Morgen schwang er sich auf Frau

Zetterbergs Rad und fuhr zum Dienst. Später am Tag kam er wieder, aber nur auf eine Viertelstunde, um sich zu verabschieden. Das Rad behielt er. Sie ließen sich von ihm einen Zettel schreiben, daß er ständig bei ihnen Quartier habe. Den zeigten sie allen späteren Russen, die bei ihnen eindringen wollten, und die zogen daraufhin auch wirklich ab. – Am Abend, nach Einbruch der Dunkelheit, drei Reiter hoch zu Roß. Großer Schrecken. Frau Zetterberg schob den Zettel durch die mit Brettern reparierte Tür. Die draußen lasen es laut vor. Sie machte dann die Tür doch auf, um den Zettel wieder zu kriegen und erkannte zu ihrem Erstaunen die beiden Offiziere vom Vortag in anderen Uniformen. Lud sie ein, hereinzukommen. Die waren aber versteinert. Fragten, ob der andere Offizier da sei. Nein, sie sollten nur kommen. – Sie blieben trotzdem draußen stehen. Ruf nach Frau Holsten. Die holte sie dann rein. Ein Kommißbrot, zwei Flaschen Sekt, 1 Flasche Henkell, 1 Flasche Mosel, dazu ein Abendessen, und das ergab offenbar einen sehr angeregten Abend. Der eine war ein Kollege, Hauptschriftleiter einer Zeitung in Maikop. Diese Offiziere erklärten die Abmachung mit den Anglo-Amerikanern: Solange gekämpft wird, bleiben die Westmächte an der Elbe; nachher wird ein Korridor zwischen Elbe und einer Nordsüdlinie Stettin-Berlin-? gebildet, wo oben Sowjets und Engländer, unten Sowjets und Amerikaner gemeinsam regieren. Was östlich dieser Linie liegt, wird rein sowjetisch verwaltet. Angeblich durchschneidet diese Linie Berlin auf der Höhe der Friedrichstraße. *Es sei schon hier darauf hingewiesen, daß die sowjetischen Offiziere nicht nur die künftige Demarkationslinie, über die im Westen geschwiegen wurde, richtig angaben, sondern auch überzeugt waren, in den nächsten Tagen würden die Amerikaner und Engländer in Berlin einrücken, um die vereinbarungsgemäß von ihnen zu verwaltenden Stadtteile zu besetzen. Frau Becker wußte, daß die Amerikaner Friedenau besetzen würden; Holstens erfuhren, daß Grunewald britisch werde. In den nächsten Tagen verschärfte sich jedoch der Konflikt zwischen den Westmächten und der Sowjetunion immer stärker – am 4. Mai sandte Truman in der Polenfrage ein hartes Telegramm an Stalin, das am 6. Mai von diesem ebenso hart beantwortet wurde.*

Ich aß noch im Menage Holsten-Zetterberg ein schönes Plünderessen. Brühe, Pökelfleisch, geröstete Kartoffeln und Pökelfleischsülze; Griespudding nur mit Wasser gekocht, aber ausgezeichnet. Frau Holsten war als gute Journalistin schon dabei, alles aufzuschreiben. Die Russen betrachten aber beschriebenes Papier mit Mißtrauen. Ich fand wieder, wie so oft, daß unser Beruf uns befähigt, die Dinge

besser zu überstehen, weil im Hintergrund doch immer der Gedanke ist, »wie werde ich das schreiben?« – selbst wenn man genau weiß, daß man es nicht »schreiben« wird. Aber es ist doch schon alles gleich objektiviert.

Dieses alles vernommen habend, war ich in rechter Sorge, wie ich nun zuhaus alles finden würde. Denn ich war ja etwa zwei Stunden nach Einzug unserer Russen fortgefahren, bevor sie sich noch wirklich »ingerichtet« hatten. Übrigens hat mir diese Fahrt wohl mein Rad gerettet. Fast alle Räder der Nachbarschaft wurden gestern weggeholt; und das von mir aufgelesene Motorrad haben die Russen aus dem Keller geholt, vergeblich zu reparieren versucht und mit einem anderen auseinandergenommenen liegen gelassen. »Mein« Auto verursachte Herrn Sperling, weil er Parterre wohnt, rechten Ärger; man verlangte von ihm den Schlüssel und durchsuchte seine Wohnung danach. Daraufhin schoben die Hausbewohner es leider wieder auf die Straße. Da fand ich es noch vor. Wenig später wurde es aber abgeschleppt. Mein Fahrrad ist für den Moment wieder dahin [soll heißen: kaputt], sehr traurig, denn ich möchte Manholts einen Lebensmittelrost bringen. Daß mir dort nun mein ganzer Teevorrat verloren ist, ist mir das Bitterste, schlimmer als Fett- und Fleischkonserven. Also, ich kam nachhause, fand alles in Ordnung, erzählte meine Erlebnisse und verteilte das mir von Frau Holsten mitgegebene Pökelfleisch. Unsere Russen waren ausgesprochen »vom Land« meist bärtige Männer, alle vom Train. Ihre Einbruchsversuche waren dilettantisch, so auch beim Schloß meines Archivschrankchens in jenem Abstellkeller. Sie waren wie die Kinder in ihrer Freude über die neuen Uhren. Der eine schaute immer abwechselnd auf die Armbanduhr und zog eine Taschenuhr heraus und hielt sie ans Ohr; – wir hingegen, wir Uhrenlosen, schätzen nur noch wieviel Uhr es ist. Sie sangen und tanzten und spielten Mundharmonika und Ziehharmonika (von Sperling geholt), und dann spielten sie auf einem gestohlenen deutschen Koffergrammophon uralte deutsche Platten. Die ganzen Szenen da unten im Hof erinnerten mich sehr an die Beschreibung der Kosaken in den »Erinnerungen eines alten Mannes« – was ich jetzt gern nachlesen würde. Aber *das Buch* ist in Würzburg mit verbrannt. Als Fazit kann man sagen: vorläufig haben wir in unserem Haus unerhörtes Glück gehabt. Es kann natürlich noch anders kommen. Rings um uns war es schon anders, wenn auch nicht ganz so schlimm wie in Dahlem. Ich traf heute meinen Freund, den Elektriker und half ihm, eine verbeulte Tonne Karbid abzutransportieren, eine Wehrmachtskostbarkeit, die andere als solche nicht erkannten, weil es wie Steine aussieht. Bei ihm, sechs

Häuser von uns entfernt, waren die Russen die letzten beiden Nächte, holten alles aus seinem Laden, seine beiden Räder, die Matratzen von den Betten, alles übrige Bettzeug, alle Kleider. – Ein Teil unseres Glücks kommt wohl daher, daß wir in dem Stadtteil waren, wo bis zuletzt gekämpft wurde; wir waren wohl die letzte von der Wehrmacht besetzte Ecke Berlins. Dabei hatten wir, wenn die Granaten einschlugen und die Splitter flogen, immer gesagt: »Wenn nur der sinnlose Kampf aufhörte und endlich die Russen kämen.« Einen andern Teil unseres Glücks verdanken wir dem vorangegangenen Leid durch die amerikanischen und englischen Bomben: Um uns herum viele Ruinen. Unsere eigene Fassade so ramponiert, daß das Haus unbewohnt und alles andere als einladend aussieht. Die Wohnungen über und unter Mietusch seit Monaten unbewohnt, ebenso unter mir, und »in den leeren Fensterhöhlen wohnt das Grauen«. Bei Meyer, Kalisch, Bölcke, Sperling eingedrückte Pappen und kaputte Scheiben; die zweite Parterrewohnung unbewohnt und erst von den deutschen, dann von den russischen Soldaten versaut. Was das an Gestank bedeutet, muß man gerochen haben, um es zu glauben. Am anständigsten noch die Mietusch-Wohnung und meine. Ich ließ immerhin vorsorglich in drei von meinen vier Vorderfenstern die Bretterverschläge. Bei Mietusch sind viele ganze Scheiben, aber auch Pappe und kaputte. Unsern beiden Stockwerken sieht man eben an, daß jemand da ist und sorgt. Aber das übrige ist um so schlimmer, und die Russen scheinen immer nur ganze Häuser, nicht einzelne Wohnungen zu beschlagnahmen, – und zwar viele in unserer näheren Umgebung. Der Kommandant ist in oder hinter dem Postdirektorium, wo vorher angeblich der Keitel war. Ein Teil unseres Glücks kam auch daher, daß im Nebenhaus eine Jugoslawin war, die mit russischen Offizieren Verhältnisse hatte, wovon auf die unmittelbare Nachbarschaft Wohlwollen ausstrahlte.

Heut nach Tisch sind unsre Russen mit ihren Wagen, 21 Pferden und drei Kühen wieder abgezogen. Ich sauste sofort hinunter und sicherte mir das demontierte Motorrad, – eine elende Schlepperei bis in den 4. Stock, bei der mir Herr Mietusch half. Dann holte ich eine Schaufel Pferdemist für die Pflanzen, die ja bei dem Granattreffer sehr gelitten hatten.

*Nachdem Berlin gefallen war und Dönitz in Flensburg die Regierungsgewalt übernommen hatte, wurde nochmals ein Versuch gemacht, bei fortgeführtem Kampf gegen die Russen einseitig gegenüber den Westmächten zu kapitulieren. Schwerin-Krosigk appellierte in einer Rede für den gemeinsamen Kampf gegen die*

*bolschewistische Gefahr. Im Heeresbericht des 5. Mai heißt es: »5. Mai 1945. Nach Vereinbarung mit dem Oberbefehlshaber der 21. britischen Heeresgruppe, Feldmarschall Montgomery, besteht seit heute früh acht Uhr in Holland, in Nordwestdeutschland von der Ems-Mündung bis zur Kieler Förde sowie in Dänemark (einschließlich der diesen Gebieten vorgelagerten Inseln) Waffenruhe. Hiervon werden auch die gegen England gerichteten Operationen der Kriegsmarine und Handelsmarine aus und nach den Häfen der genannten Räume betroffen. Diese Waffenruhe wurde nach fast sechsjährigen, ehrenvollen Kämpfen auf Befehl des Großadmirals Dönitz vereinbart, da der Krieg gegen die Westmächte seinen Sinn verloren hat und nur zum Verlust kostbaren deutschen Blutes, vor allem durch den Bombenkrieg, führt. Der Widerstand gegen die Sowjets aber wird fortgesetzt, um möglichst viele deutsche Menschen vor dem bolschewistischen Terror zu bewahren. Alle nicht von der Waffenruhe betroffenen Streitkräfte der Wehrmacht setzen den Kampf gegen jeden Angreifer fort...«*